

Kakerlaken Alarm



TEXT: ESTHER GROSJEAN

Eine Hütte am Meer, ein gleissender Sonnenuntergang, Lebensfreude – eigentlich wäre Reisen etwas Wunderbares. Wäre da nicht das Kleingetier, das sich hier und da zu schaffen macht. Esther Grosjean über den Horror, der einem noch in der grössten Idylle einen Strich durch die Rechnung machen kann.

Als mein Vater zwanzig war, lag er irgendwo in Vietnam rücklings auf einem klapprigen Metallbett mit durchgelegener Matratze und starrte an die schimmelige Decke. Es raschelte in unmittelbarer Nähe, irgendetwas schlug auf dem Boden auf. «Jetzt bloss nicht nach unten schauen», redete er sich selbst zu. Er harrete in seiner Position aus, das schwache Licht der Nachttischlampe verwandelte die Schimmelflecken über ihm in schreiende Fratzen. «Ja, und dann?», will ich wissen und schlucke leer. «Ja, und dann», er holt tief Luft, «löschte ich das Licht, schloss die Augen und schlief ein.» Die Morgendämmerung, die einige Stunden später einsetzte, enthüllte den nächtlichen Spuk beziehungsweise dessen Täterschaft. Das Bett und sein Rucksack hatten in einem Ratteninferno gestanden. Mit dem Anbruch des Tages hatten sich die vierbeinigen Bewohner wieder verzogen, dafür waren jetzt ihre Hinterlassenschaften wie Kot und angenagtes Essen sichtbar.

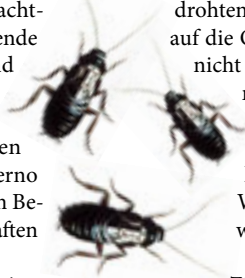
Natürlich wurde die Geschichte mit jeder Erzählung etwas weiter ausgeschmückt, bald schon sass eine Ratte auf dem Bett meines Vaters, das nächste Mal schnupperte sie sogar schon an seinem Ohr. Sicher ist aber: Manchmal fällt der Apfel – in mancher Hinsicht zumindest – eben doch weit vom Stamm.

Schauderhaft. Irgendwann im Sommer 1996, meine Freundin Sarah und ich hatten in diesem Jahr unseren zwanzigsten Geburtstag gefeiert, fanden wir uns nach einer anstrengenden Zugreise von Florida nach New Orleans in einer stickigen Jugendherberge wieder. Das heisst, Sarah lag schlafend in einem Massenschlag auf ihrem Hochbett, eingepfercht

zwischen schwitzenden Körpern, Schlafsäcken und aufeinandergetürmten Rucksäcken, und atmete durch das Einschlußloch ihres T-Shirts, das sie sich zum Schutz um das Gesicht gewickelt hatte. Ich hingegen hockte im anderen Zimmer auf meiner Matratze zwischen leeren Betten und einer Japanerin, die ihre Souvenirs ordnete, und starrte ins grelle Licht. Es war zwei Uhr morgens. Wenn die Augen zuzufallen drohten, fuhr ich erschreckt hoch, schlug mir wie elektrisiert auf die Oberschenkel, die Waden und Arme, die Füße. Nur nicht einschlafen. Da ist doch was... Mein Atem beschleunigte sich. Aufrecht sitzend, suchte ich sämtliche Flächen um mich herum blitzschnell nach Gefahrenobjekten ab. War da nicht irgendwo eine Kakerlake? Können die etwa auch fliegen?

Wenn die Viecher schon bei Lichte zu erspähen waren, war davon auszugehen, dass sich ganz viele weitere Artgenossen in allen Ritzen, Nischen oder Ecken des Zimmers versteckten und nur darauf warteten, bei Dunkelheit hervorzukriechen. Gegen sie anzukämpfen, ist sinnlos, denn – so zumindest besagt die Legende – wenn eine Kakerlake stirbt, kommen Hunderte zur Beerdigung.

Reisefieber. Seit dem Kakerlakenintermezzo bin ich weiterhin viel gereist. Ich liebe das Unbekannte, das Neue, interessiere mich für unterschiedliche Kulturen, mag die Vielfalt an Gesichtern, bin offen für kulinarische Verführungen aller Art und lausche begeistert fremden Sprachen. Nur eins steht mir bei jeder Reise im Wege, hemmt meine Entdeckungslust in in- und ausländischen Weltecken: der Ekel.



Alles, was krecht und fleucht, löst in mir einen Ekelschauer aus, der mich in die Knie zwingt, mich zu einer furchtsamen Gestalt macht. Seien diese Tiere noch so winzig klein, ja gar fürs Auge unsichtbar – es nützt nichts. Die Vorstellung davon reicht schon aus, dass in mir eine körperliche Enge eintritt und es mich in allen Poren gruselt.

Sogar die Wolldecke aus einem muffigen Kleiderschrank, die eine Reisegefährtin uns fröstelnden Travellerkollegen bei einem nächtlichen Terrassengelage im indischen Himalaya aushändigte, musste ich dankend ablehnen. Verwundert und innerlich erbost, startete ich meine Kollegen an, wie sie sich selbstzufrieden in der Wollmasse einwickelten, bis nur noch der Kopf hervorguckte. Diese Decken: ein Hort für Mikroorganismen, Läuse und Flöhe. Mit einem Vergrößerungsglas inspiziert, wären wohl ganze Armeen von Winzlingen aufgefliegen, die dort klammheimlich ihr Lager aufgeschlagen hatten und sich hingebungsvoll des warmen Körperkontakts erfreuten, der ihnen so plötzlich gewährt wurde. Gruselig.

Gerne wäre ich die coole, lockere Reisende, die gelassen in Bruchhäusern absteigt und neue Gefilde entdeckt, indem sie die üblichen Pfade verlässt, an Flussufern picknickt oder barfuss durch hohes Gras spaziert. Ich bin es aber nicht. Anstatt bei der Einfahrt in New York City das Stadtgemenge zu geniessen, werde ich sofort von diesem einen Gedanken heimgesucht: Hier leben mehr Ratten als Menschen. Von mir selber darauf geeicht, mich zu vergewissern, dass nichts Unerwünschtes meinen Weg kreuzt, werde ich sozusagen Opfer meiner eigenen selektiven Wahrnehmung. In der Sahara war ich jedenfalls die Einzige unserer Reisegruppe, welche die sonst so scheuen Wüstenspringmäuse zu sehen bekam.

Warum? Ist mein Ekel eine Konsequenz von übertrieben sauberer Erziehung und einem sterilen Heimatland? Nein, sagen Fachleute. Ekel ist keineswegs eine Ausgeburt der heutigen Zeit, sondern ganz einfach eine Basisemotion in unserem Gefühlshaushalt. Schon Darwin definierte Ekel als Überrest unseres stammesgeschichtlichen Erbes. In dieselbe Kategorie gehören Freude, Überraschung, Traurigkeit, Ärger, Furcht und Wut. Ekel scheint bei mir einfach besonders ausgeprägt zu sein und wird stets – ohne meine Einwilligung – in jedes Reisegepäck gepackt, denn, so ist es leider: Gefühle lassen sich auch auf Tausenden von Kilometern nicht abschütteln, seien es noch so nervende und irrationale.

Auch nach Laos nahm ich meinen Ekel mit, der sich dort in schönster Eintracht entfalten konnte. Auf der malerischen Bootsfahrt den Mekong hinunter lernte ich lustige Leute kennen. Als wir in einer staubigen Ortschaft anhielten, liefen meine Reisekollegen auf eine schäbige Bretterhütte am Uferand zu, in der sie gemeinsam auf dem Boden nächtigen wollten. Ich wäre gerne mitgegangen. Aber was tat ich stattdessen? Ich trittete den drei Rentnern hinterher und suchte mit ihnen die Gegend nach der luxurnächsten Bleibe ab, die einigermassen von der staubigen Aussenwelt abgeschirmt und mit Moskitonetzen ausgestattet war. «Irgendwann wird man komplizierter, auch spiessiger», neckte mich eine fast Siebzugjährige augenzwinkernd – und ich, knapp dreissig, nickte frustriert.

Als ich einmal versuchte, in einem thailändischen Ashram zur Ruhe zu kommen, lag ich wie versteinert auf meiner Pritsche, die praktisch im Freien lag, und fantasierte Ratten, Mäuse, Frösche oder Echsen herbei, die diese friedvolle Umgebung in einen Ort des Grauens verwandeln würden.

Gewiss, Menschen können gefährlicher sein als diese harmlosen Tiere, zudem lauern Gefahren oftmals dort, wo man sie gar nicht vermutet. Eine leidenschaftliche Querfeldein-Reisekollegin von mir wurde ein einziges Mal auf Reisen krank, und zwar dann, als sie eine Ausnahme machte: Ferien in einem Luxushotel in Bali. Dort fing sie sich einen schlimmen Virus ein. Ihr Basisekel wurde beim Anblick des scheinbar sauberen Essens nicht aktiviert.

Eigene Methoden. Trotz irrationaler Gefühle und nachfolgender Panik: Urlaub auf dem eigenen Balkon und Aufenthalte an nur klinisch sauberen Orten sind für mich keine Option. Zu gerne bin ich unterwegs. Ich habe ganz einfach meine eigene Schutzmethode entwickelt: Vor dem Beziehen eines Zimmers muss es auf alle Einschluflöcher geprüft werden. Sind die Wände intakt? Ist die Eingangstüre dicht oder gibt es irgendwelche Schlitzlöcher? Ist die Zimmerdecke lochfrei? Verfügt das WC über einen genug schweren Deckel zum Schliessen? Wie sieht es unter dem Bett aus? Gibt es mögliche Kots Spuren? Man lasse sich nicht

von Gemütlichkeit verführen. Bungalows und Zimmer mit einem Kamin gehören zu den absoluten No-gos. Das sind tiernischenfreundliche Unorte.

Verheisst das Zimmer Gutes, in den Wänden gibt es aber doch einige Risse oder Löcher, sind Tape-Kleber – die ich immer im Gepäck habe – perfekt, um diese Stellen abzudichten. Auch Moskitonetze sind gut. Sie bieten immerhin ein bisschen Schutz vor der Umwelt. Dazu immer in Griffnähe: Ein leichtes Schlafmittel – man weiss ja nie, ob es einem Tier doch noch gelingt, all den obgenannten Abwehrmechanismen zu trotzen und sich durch sämtliche Blockaden hindurchzuschleusen.

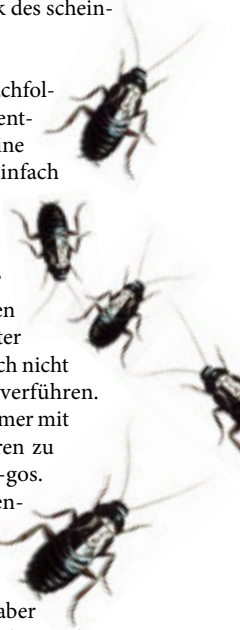
Wohlfühltier. Beim Zahnarzt im Wartezimmer blättere ich in einem alten Reisemagazin. Die Everglades, ein tropisches Marschland im Süden Floridas, locken mit verheissungsvollen Bildern. Hatte ich nicht erst kürzlich etwas über die Everglades gelesen? Da kommt es mir wieder in den Sinn. Ein von Menschen ausgesetztes, dort eigentlich nicht ansässiges Tier, wurde zu einer regelrechten Plage. Kann ich die Gegend also gleich von meiner Reisedestinationsliste streichen? Nein, das will ich nicht. Ich unterziehe mich einem Test und beuge mich dazu in den Zoo. Dort habe ich Gelegenheit zur direkten Konfrontation mit diesem Tier – zumindest fast. Ein dickes Glas entzweit uns in Parallelwelten. Auf einer Informationstafel steht: giftig. Wie zu plötzlichem Leben erwacht, gleitet das Tier über den sandigen Boden, seine schlitzförmigen Pupillen verleihen ihm etwas Dämonisches, die schmale Zunge ragt aus seinem Rachen heraus. Ich wage einen Blick in mein Inneres. Nein, der Puls hat sich nicht beschleunigt. Kein Würgen macht sich bemerkbar, von Brechreiz keine Spur. Ich hätte an Ort und Stelle ein Sandwich verzehren können. Endlich habe ich ein Tier gefunden, das in mir keinen Ekel auslöst: die Schlange.

esther.grosjean@gmx.ch

Esther Grosjean liebt Literatur und Filme, da bekommt man immer wieder neue Leben geschenkt. In Bolivien und Peru hat vor zwanzig Jahren die Liebe zum Reisen angefangen – und ist bis heute geblieben. Sushi könnte sie jeden Tag essen, und daheim fühlt sie sich auf dem Velo am freisten. Nächstes



Esther Grosjean. Sie liebt das Unterwegssein und hat genügend Tricks auf Lager, um sich auf Reisen vor Kakerlaken und anderen Krabbeltieren zu schützen.



ZUHAUSE UNTERWEGS BLEIBEN

mein Reisemagazin

Für 35 Franken pro Kalenderjahr liegt das Magazin mit exklusiven Reisereportagen, Interviews, Essays, News und Tipps alle 3 Monate im Briefkasten. Dazu gibts die Globetrotter-Card mit attraktiven Rabatten aus der Welt des Reisens.



Globetrotter-Card

- ★ Jahres-Abo Globetrotter-Magazin ★ Gratis-Privatannoncen
- ★ Persönlicher Zugang zur Globetrotter-Magazin-App
- ★ Büchergutschein CHF 25.-, einlösbar bei Reisebuchung bei Globetrotter
- ★ 10%-Rabattgutschein für Reiseausrüstung bei Transa (1 Einkauf)
- ★ Gratis-Privatannoncen im Globetrotter-Magazin, auf www.globetrottermagazin.ch und auf www.globetrotter.ch
- ★ CHF 50.- Rabatt auf Camper/Motorhome-Buchungen bei Globetrotter
- ★ Ermässigter Eintritt bei explora-Diavorträgen/Live-Reportagen
- ★ CHF 100.- Rabatt auf Gruppenreisen (auf Buchungen ab CHF 2500.-) der Globetrotter Tours AG und der bike adventure tours AG

Informieren und Abo abschliessen:
www.globetrottermagazin.ch

globetrotter
Das Reisemagazin für Weltentdecker